

»Es gibt kein queeres Begehren«

JAN FEDDERSEN
im Gespräch mit dem Sexualwissenschaftler
Martin Dannecker

Vorbemerkung

Martin Dannecker kam über den Zweiten Bildungsweg zur akademischen Laufbahn, gelernt hatte er zunächst den Beruf des Industriekaufmanns, dann den des Schauspielers. In den 1960er Jahren war er Mitglied des Sozialistischen Deutschen Studentenbundes (SDS) und Teil von RotZSchwul, einer linken Schwulengruppe in Frankfurt am Main. Er hat sich nicht erst mit der 1974 erschienenen Studie »Der gewöhnliche Homosexuelle« (zusammen mit Reimut Reiche) ins historische Gedächtnis schwuler Männer eingeschrieben, vielmehr war er schon Anfang der 1970er Jahre als Co-Autor bei Rosa von Praunheims Film »Nicht der Homosexuelle ist pervers, sondern die Situation, in der er lebt« am Entwurf einer damals fundamental anderen Wahrnehmung vom schwulen Leben beteiligt.

Der Soziologe und Sexualwissenschaftler, 1942 in Oberndorf am Neckar geboren, hat sich seither in jeder Weise zu politischen Fragen der schwulen Community zu Wort gemeldet – und sich eingemischt.

Seine Dissertation, veröffentlicht 1978 unter dem Titel »Der Homosexuelle und die Homosexualität«, ist eine bis heute im Hinblick auf die Präzision der Argumente unübertroffene Auseinandersetzung mit Theorien zur Pathologisierung Homosexueller. Von 1977 bis zu dessen Schließung 2006 arbeitete Dannecker am Institut für Sexualwissenschaft in Frankfurt am Main – einer universitären Einrichtung, die sich ausdrücklich als kritisch verstand und sich gegen jedwede Psychiatrisierung von Sexualitäten verwahrte.

In den 1980er Jahren engagierte sich Martin Dannecker im Kampf gegen die Immunschwächekrankheit AIDS und für die Durchsetzung einer realistischen Präventionspolitik. Unter anderem war er Mitglied im Nationalen AIDS-Beirat unter Bundesgesundheitsministerin Rita Süßmuth. 2010 wurde er mit dem Zivilcouragepreis des Berliner CSD e. V. ausgezeichnet, 2012 vom Schwulen Netzwerk NRW für seine Verdienste mit der »Kompassnadel« geehrt.

Zu seinem 75. Geburtstag im November 2017 richtete das Schwule Museum* in Berlin eine von Patsy l'Amour laLove kuratierte Ausstel-



Martin Dannecker, November 2017

lung zu seinen Ehren aus. »Faszination Sexualität. Theoretische, empirische und sexualpolitische Beiträge« (Gießen 2017) ist das jüngste Buch von Martin Dannecker.

Er lebt inzwischen in Berlin. Das hier veröffentlichte Gespräch fand im November 2017 in Danneckers Wohnung statt; für die hier veröffentlichte Fassung wurde die im Interview verwendete Du-Form nicht geändert.

Martin, du hast wesentlich zur aktuell gültigen Linie der AIDS-Rezeption in Deutschland beigetragen, Aufklärung statt Einschüchterung. Anfang der achtziger Jahre wurde eine noch unbekannte Infektionskrankheit öffentlich, die mit Schwulen und ihrem Sex assoziiert wurde. Hat AIDS eine Aktualisierung der Ängste homosexueller Männer bewirkt?

Ja, das galt nicht nur für Einzelne, sondern für das Kollektiv der schwulen Männer. Es wurde nicht ganz zu Unrecht befürchtet, dass es über diese Krankheit zu einer Aktualisierung der Gewalt, Ausgrenzung und moralischer Diskreditierung kommen könnte. Diese Angst teilten ja alle. Man muss sich zurückdenken: In den achtziger Jahren waren die Auswirkungen des von den Nazis verschärften §175 StGB und die repressive Sexualmoral der ersten beiden Jahrzehnte der Bundesrepublik, die Menschen über sexuelles Handeln als unsittlich und minderwertig gebrandmarkt hat, noch nicht lange verstrichen.

Aber die spontane Reaktion auf das Bekanntwerden dieser Infektionskrankheit hat dich nicht ernsthaft überrascht?

Nein, aber ich war auch damals der Überzeugung, dass es ein Zurück zu den Zeiten, als Schwules verboten und völlig diskreditiert war, nicht geben wird. Ich bin von der Annahme ausgegangen, dass die Errungenschaften der sexuellen Liberalisierung, das, wofür das Stichwort '68 steht, stabil genug sind, um auch AIDS integrieren zu können. Es gab und gibt zwar einen weitverbreiteten antihomosexuellen Impuls, aber der schloss bewusst keinen Todeswunsch ein. Schwule sollten es ein bisschen schlechter haben, den Kopf nicht ganz so hoch tragen und ein bisschen dafür büßen, dass sie schwul sind. Dass Schwule sterben sollten, das meinte der antihomosexuelle Impuls, sozialpsychologisch gesehen, bewusst nicht. Gleichwohl ist vielen während der Debatte mit und um AIDS klar geworden, wie mörderisch ihre antihomosexuellen Impulse sein können.

Die beiden Figuren, die für einander entgegengesetzte Konzepte standen, waren die seitens der AIDS- und Schwulenbewegung stark verehrte Rita Süßmuth, damals Bundesgesundheitsministerin, und der bayerische CSU-Politiker Peter Gauweiler, der für eine repressive AIDS-politik stand. Ahntest du als Sozialwissenschaftler, dass Süßmuths Haltung die dominierende werden würde?

Ja, denn wenn ich diese Ahnung nicht gehabt hätte, hätte ich die vom Bundesgesundheitsministerium finanzierte Studie zu AIDS und schwulen Männern nicht machen können. Meine Fragestellung lautete: Was machen die Schwulen jetzt? Wie erleben sie ihre Sexualität unter dem Zeichen von AIDS? Verhalten sie sich im Wissen um eine mögliche Infektion durchgängig »safe« oder manchmal auch »nicht safe«? Mir war von vornherein klar, dass es vielen – und keineswegs nur den schwulen Männern – nicht durchgängig gelingt, sich »safe« zu verhalten. Das war auch staatlichen Stellen wie den Gesundheitsämtern bekannt; HIV-Ärzte wussten das ebenso. Mit meiner Studie verfolgte ich das Ziel, das »Scheitern« an den Präventionserfordernissen sexualtheoretisch verstehbar zu machen und es auf die Ebene der gesellschaftlichen Verhandelbarkeit zu bringen.

In der schwulen Community gab es Proteste gegen deine Studie?

Ja, massive. Der Bundesverband Homosexualität kritisierte die Kooperation mit den staatlichen Stellen. Günter Amendt, der Sexualwissenschaftler und Autor, auch. Es gab drei Offene Briefe von ihm, die in ihren Unterstellungen und Befürchtungen unglaublich waren. Amendt und andere waren davon überzeugt, dass, falls durch meine Studie herauskommen sollte, dass sich auch nur ein kleiner Teil der Homosexuellen nicht »safe« verhält, die Repressionen gegen alle Homosexuellen gnadenlos werden würden.

Mein Eindruck damals war, dass ein Autor wie Günter Amendt sowieso nicht gerne darüber sprechen mochte, wie es Homosexuellen wirklich geht, was sie wollen, denken, wie sie sich das Leben vorstellen. Dass er aus strategisch-politischen Gründen lieber nicht offen sprechen wollte, damit die Diskriminierung nicht auf uns Schwule zurückfällt – Empirie, wie sie deine 1990 veröffentlichte Studie dann ja bot, war nicht beliebt.

Die Position aus strategisch-politischen Gründen über das, was unter Homosexuellen auch der Fall ist, zu schweigen, ist in der Tat eine recht alte. Dieses von der antihomosexuellen Repression aufgezwungene Schweigen und die damit einhergehende Selbsttabuierung wollte ich durch meine empirischen Studien durchbrechen. Das hat auch ganz gut funktioniert, wie eine Situation, an die ich mich gut erinnere, zeigt: Ich habe erste Resultate unserer Studie im Nationalen AIDS-Beirat vorgestellt und bewusst pointiert dargestellt, wo »Safer Sex« nicht funktioniert, und der versammelten Mannschaft ein Seminar geliefert, über das, was Sexualität *auch*

ist. Nämlich etwas nicht gänzlich Zähmbares, etwas, was über die normativen Erwartungen hinausweist oder die normativen Erwartungen ignoriert, und dass man Sexualität nicht nur unter normativen Gesichtspunkten ansehen kann, sonst hat man keinen Begriff von ihr, der angemessen ist. Manchmal bleibt das Sexuelle normativ eingebunden, manchmal aber auch nicht. In der damaligen AIDS-Krise hat ja ein rationalistischer, vorfreudianischer Begriff von Sexualität, der von Wünschen und Phantasien nichts wissen wollte, fast wieder die Oberhand gewonnen.

Wir sprechen im Jahre 2017, du bist gerade 75 geworden, dir zu Ehren ist im Schwulen Museum eine Ausstellung eingerichtet worden, die dein Leben würdigt. Hättest du dir als Jugendlicher im Schwäbischen vorstellen können, dass du mal so leben, so gearbeitet haben würdest? Was trieb dich an – etwa Wut?*

Wut: Ich weiß nicht, ob das zutrifft. Was mich antrieb, war eine unglaubliche Sehnsucht nach einem ganz anderen Leben. Diese Sehnsucht bestand immer aus dem, was die kleinstädtische Umgebung und meine Eltern nicht repräsentierten. Eine Sehnsucht, die durch die Lektüre von Romanen genährt wurde, zum Beispiel, wie sich romantische Liebe und leidenschaftliche Sexualität durchsetzen gegen die Normen. Das ist ja auch ein Plot in vielen Hollywood-Filmen. Das geht nicht immer gut aus – wie in Gustave Flauberts »Madame Bovary«. Aber nicht, weil die Sehnsucht falsch wäre, sondern weil die gesellschaftlichen Strukturen das Sehnen der Menschen disziplinieren und bestrafen. Ich glaube, ich habe mir schon recht früh eine Welt vorgestellt, in der sexuelle Überschreitungen möglich sind und nicht bestraft werden.

Wie würdest du deine Autobiografie skizzieren?

Sie begänne mit der Abreise aus meiner Heimatstadt, die in Wahrheit ein Dorf mit Stadtrechten war. Mit meinem kleinen Koffer, in dem nicht viel drin war. Es gab drei Dinge, von denen ich weg wollte: weg aus der sozialen Gruppierung einschließlich meiner Eltern, weg von den Blicken auf diesen merkwürdigen Jungen, der ich für die anderen war, weg von der armseligen Sexualität, die ich mit meinen Schulfreunden hatte. Es war eine vollkommene Wegbewegung.

Auch weg aus der Trägheit deiner Umgebung?

Trägheit, ja, das ist ein guter Ausdruck. In der Zeit, in der ich da gelebt habe, hat sich, abgesehen von dem Zuzug von Flüchtlingen, die aber nicht gut gelitten waren, nichts verändert. Es war alles gleich, und alles sollte träge bleiben. Wenn ich später zurückgekommen bin, hatte ich den Eindruck, dass bei denen, die dageblieben sind, immer noch alles gleich war. Meine Sehnsucht hat mich schon ganz früh dem Allgemeinen, das als »richtig« angesehen wurde, entfremdet. Ich war außerhalb. Ich war aber zutiefst davon überzeugt, dass es ein anderes Leben für mich gibt.

Ohne zu wissen, was genau das sein könnte.

Ohne zu wissen, was das sein könnte! So fängt ja vieles an. Zuerst einmal reagiert man *ex negativo*, sagt sich »das nicht«, ohne einen Begriff für das, was sein soll. Das kommt dann möglicherweise später.

Du warst eine sehr smarte Person?

Auf jeden Fall war ich ziemlich aggressiv. Ich gehörte zu den Jungen, die verbal ganz oft aggressiv waren. Zum Beispiel indem ich Lehrern widersprochen habe. Es gibt eine Szene, die ich bis heute wunderbar finde. Ich habe schon immer ziemlich viel geredet. Das hat natürlich auch die Funktion gehabt, die anderen zum Schweigen zu bringen. Und ein Lehrer sagte darauf einmal zu mir: »Schwätz nicht so viel!« Darauf entgegnete ich: »Ich habe nicht geschwätzt, ich habe nur gesagt.« Daraufhin haben alle gelacht, weil sie nicht verstanden haben, dass schwätzen und sagen nicht das Gleiche ist.

Du wolltest dich nicht abtun lassen.

Nein, auf keinen Fall. Das ist das Erbe der Auseinandersetzungen mit meinem Vater. Ich weiß auch, dass meine argumentative Schnelligkeit, die mir und anderen manchmal lästig war, damit zu tun hat, dass ich mit meinem Vater oft verbal gestritten habe. Da musste ich ganz schnell sein, und ich musste gute Argumente haben. Ich glaube, ich wollte damit seine Macht, die er als Vater über mich hatte und die er auch ausübte, demaskieren.

War das nicht auch bedauerlich, den eigenen Vater zu demaskieren?

Das habe ich nicht bedauert. Die schwierige Beziehung, die mein Vater und ich miteinander hatten, versteht man nur angemessen, wenn man sie in einen allgemeinen Zusammenhang bringt. Ich gehöre ja einer Gene-

ration an, deren Väter abwesend waren, weil sie sich im Krieg befanden. Wir kannten unsere Väter nicht und haben sie nie leiblich erlebt, bis sie aus dem Krieg zurückkamen. Im Grunde begegneten sich dann zwei einander fremde Personen, jedenfalls zwei Personen, die vorher keine Chance hatten, ein emotionales Band zu knüpfen. So war es auch bei mir. Irgendwann stand da ein fremder Mann in der Wohnung, in der ich vorher allein mit meiner Mutter gelebt hatte. Und auf der anderen Seite stand da ein Junge von fast drei Jahren, an dessen Entwicklung mein Vater keinen Anteil hatte. Das sind nicht gerade gute Voraussetzungen für eine geglückte Vater-Sohn-Beziehung. Bei mir hat es dann auch eine Zeitlang gedauert, bis ich meinen Vater Vater genannt habe.

Habt ihr euch im Laufe eurer Jahre annähern können?

Mein Vater ist 1911 geboren, er wurde nur 65. Als er starb, war ich Anfang 30, da war ich schon in Frankfurt. Er ist also relativ früh gestorben. Ich habe mit meinem Vater nach der TV-Diskussion 1972 über den Rosa von Praunheim-Film »Nicht der Homosexuelle ist pervers, sondern die Situation, in der er lebt«, an der ich teilgenommen hatte, nicht mehr gesprochen und ihn auch nicht mehr gesehen. Ich lebte zu dem Zeitpunkt in einer Wohngemeinschaft. Ich kam heim und wurde ans Telefon gerufen: »Dein Vater ist dran.« Mein Vater schrie, ohne Luft zu holen. Er wurde sehr ausfällig, versuchte meine Mutter gegen mich auszuspielen, die nicht mehr einkaufen gehen könne wegen der Schande, die ich über sie gebracht hätte. Und natürlich über die Familie und das ganz Dorf. Mein Vater legte dann auf, und mir war klar, ich werde keinen Schritt mehr auf ihn zu machen, auch nicht meiner Mutter zuliebe. Meine Mutter habe ich dann zwischendurch einmal gesehen, als sie mich besuchte. Sie war ganz beruhigt, dass ich noch aufrecht durch die Welt ging und all ihre Phantasien nicht eingetroffen waren. Ich bin nach diesem Streit auch nicht mehr nach Hause gefahren.

Nach Hause?

Dorthin, wo ich herkomme. Irgendwann hat dann meine Schwester angerufen, um mir zu sagen, dass mein Vater wegen eines Lungenkarzinoms operiert worden sei und ich mir überlegen solle, ins Krankenhaus zu ihm zu fahren. Ich habe mir dann trotz des Bruchs gedacht: Wir sind fürs Leben aneinander gebunden. Wenn er jetzt stirbt, ist das nicht gut, wenn ich ihn vorher nicht noch einmal gesehen habe. Nach der Operation ging es ihm nicht schlecht. Zur Begrüßung sagte er: »So, bist du auch wieder da.«

Mit ganz warmem Ton. Und am Schluss meines Besuches fragt er: »Fährst du nach Hause?« Das habe ich dann auch gemacht. Da bin ich zum ersten Mal wieder nach Hause gefahren und dann zum zweiten Mal zur Beerdigung. Ich bin angerufen worden vom Krankenhaus, weil mein Vater einen postoperativen Herzanfall hatte. Ich habe meinen Vater dann noch lebend auf dem Totenbett gesehen.

Du warst dann in der Heimat deiner Kinderjahre – zu seiner Beerdigung?

Die Beerdigung ist für mich bis heute wie ein Film. Es ist so, dass damals dort auf die Beerdigungen viele Leute gingen, aus jedem Haus mindestens eine oder zwei Personen. Wir, meine Mutter, meine Schwester und ich zogen hinter dem Leichenwagen durch die Straßen, und da waren Mengen von schwarz gekleideten Menschen, und alle wollten sehen, ob ich da bin oder nicht. Es wurden vorher Wetten darauf abgeschlossen, ob ich, der schwule Sohn, kommen würde. Denn selbstverständlich wussten alle, dass mein Vater und ich zerstritten waren, und sie wussten auch, warum. In einer solchen Situation gibt es zwei Möglichkeiten. Man schlägt den Blick nieder oder man erhebt ihn und schaut im Vorbeiziehen alle Menschen, die da am Rande stehen, an. Ohne genau darüber nachzudenken, habe ich mich für die zweite Möglichkeit entschieden. Meiner Erinnerung zufolge waren die Blicke, denen ich begegnete, keineswegs feindselig.

War dein Vater auch stolz auf dich, seinen Sohn? Didier Eribon schildert ja in seinem Buch »Rückkehr nach Reims«, wie sein Vater, den er verachtet und für nichtig erklärt, ihn in Schutz nimmt gegen homophobe Bemerkungen.

Er war ambivalent. Ich war ja ein ganz gescheiter Junge, das fand er zwar gut. Gleichzeitig fand er das auch gefährlich. Es gab in Baden-Württemberg für die sehr intelligenten Volksschüler die Möglichkeit, auf ein sogenanntes Aufbaugymnasium zu gehen. Das gibt es in dieser Weise heute nicht mehr. Mein Vater sagte dazu aber nein. Er wollte offensichtlich nicht, dass sein Sohn ihn zu weit überholt. Mein Schulfreund hingegen durfte das Aufbaugymnasium besuchen. Bei einem Treffen meines Vaters mit dessen Vater in einer Kneipe soll dieser damit geprahlt haben, dass sein Junge auf das Aufbaugymnasium geht. Mein Vater soll – so wurde mir berichtet – daraufhin gesagt haben: »Aber meiner ist trotzdem gescheiter.«

Was hat dein Vater als Beruf ausgeübt?

Seine fehlende Berufsausbildung war sein großer Kummer. Er hatte einen Bruder, der eine Ausbildung zum Friseur gemacht hat, aber er selbst durfte nichts lernen. Mein Vater hat dann unter anderem als Landarbeiter gearbeitet und war Knecht beim Vater meiner Mutter. Sehr viel später hat er sich dann selbstständig gemacht. Zuletzt hat er einen großen Lastwagen gehabt. Er war also Fuhrunternehmer. Mit einem sehr großen Ehrgeiz und unheimlich fleißig. Das war ihm aber sicherlich nicht genug.

Man kann mit anderen schwulen Männern wahnsinnig kundig über die eigene Mutter reden. Der Vater bleibt in der Regel ausgespart. Ist die Figur des Vaters nicht die viel interessantere Person?

Interessant für eine schwule Biografie ist er wirklich, aber der Vater ist auch ein tabuisiertes Sexualobjekt. Ein unbewusstes allerdings. Die Mutter bleibt sexuell in der ödipalen Phase ja weitgehend außen vor. Mit der Sexualisierung durch den prähomosexuellen Jungen kann kaum ein Vater angemessen umgehen. Mit dieser gleichgeschlechtlichen Sexualisierung und Erotisierung können weder die Väter noch die Kultur umgehen, weil sie Männlichkeitsphantasmen in Frage stellt. Das ist mit einer der Gründe, warum man über die Väter so schlecht sprechen kann. Dann müsste man ja auch über die Erotisierung des Vaters und die daraus resultierenden Spannungen sprechen.

Diese Perspektive hast du in einem Aufsatz zum umgedrehten, sozusagen verqueeren Ödipus-Komplex ausgebreitet. Judith Butler hat ja die Dragfigur zur Ikone gemacht. Du feierst hingegen die Figur der Tunte. Warum?

Das hatte zwei Bedeutungen. In der Ablehnung der Tunte zeigt sich ein größeres Problem, nämlich die Ablehnung der Weiblichkeit im homosexuellen Mann durch ihn selbst. Das war mir sehr bedeutsam. Deshalb habe ich die Tunte und nicht die Dragqueen, die scheinbar nicht mehr unter ihrer Ablehnung leidet, in den Vordergrund gestellt. Die Tunte, die beständig gegen den Männlichkeitszwang und die Fassade der Männlichkeit verstößt, macht keine Show, sie leidet vielmehr ganz aktuell unter ihrer Ablehnung und Ausgrenzung durch andere Schwule. Die Dragqueen, die ja nicht unbedingt eine Tunte ist, führt etwas vor, was Butler in den Vordergrund rückte, nämlich die Herstellung des Geschlechts. Das ist ein völlig anderes Phänomen.

Dein Freund und Mitautor von »Der gewöhnliche Homosexuelle«, Reimut Reiche, merkte einmal an, er könne Dragqueens oder Tunten nicht als Beispiele für Queerness lesen – dafür würden diese Figuren allzu sehr nach Dienstpersonalfiguren und Müttern, Tanten und Diven aussehen. Sind Tunten nicht auch idealisierte Bilder der eigenen Mutter?

Es ist alles recht kompliziert, denn es geht dabei nie nur um die Mutter, sondern auch um deren Beziehung zum Vater. Interessant an der Dragqueen finde ich, dass sie, wenn es gut gemacht ist, Begehren bei heterosexuellen Männern zu wecken vermag. Die Geschlechterrollen kommen für kurze Zeit in Schwingung, das Begehren oszilliert. Das habe ich zum ersten Mal nach einer gelungenen Drag-Show in Stuttgart erlebt. Aus dieser kamen meine heterosexuellen Kollegen und Freunde ziemlich irritiert heraus. Was sie so verwirrte, war die Erregung, die die Männer in Frauenkleidern in ihnen auslöste. Zumindest für einen Augenblick war völlig offen, ob sie das Dargestellte, also die Frau beehrten, oder den Mann, der eine Frau darstellt.

Eines Tages, davon geht die einschlägige Queer Theory aus, wird es auf die körperlichen Geschlechtsmerkmale bei Menschen nicht mehr ankommen. Was hältst du von dieser These?

Die Männlichkeitserscheinung eines Menschen ist unter anderem ein Ausdruck für ihr Wissen: »Ich habe einen Penis.« Dieser ist auch die stillschweigende Voraussetzung für alle Konstellationen des homosexuellen Begehrens. Es gibt einen Schwanz. Ich vermute, dass die Bedeutung des Schwanzes für das homosexuelle Begehren damit zu tun hat, dass das Anderssein, wenn man es metaphorisch oder auch real übersetzt, bei der prähomosexuellen Entwicklung wie eine Kastration erlebt wird. Deswegen ist es so bedeutsam, dass der Partner einen Schwanz hat. Er ist nicht kastriert! Der reale Schwanz der Schwulen ist aber auch gefährlich für die Nichtschwulen, denn mit diesem kann man ja ficken und zwar auch Männer und deren unbewusste Wünsche nach analer Penetration befriedigen.

In der Queer Theory ist die Kategorie des Begehrens indes nicht mehr wichtig.

Die Queer Theory blendet diese Kategorie weitgehend aus bzw. macht sie zu einer bloßen Metapher, weil sie nicht möchte, dass das Begehren einen festlegt. Sie will mit dem Festgelegtsein des Begehrens nichts zu tun haben. Deshalb greift sie den Bereich, wo das Begehren einen in der Welt

und auf ein Objekt hin positioniert, auch nicht auf und geht elegant darüber hinweg, dass Schwulsein heißt, einen Mann zu begehren. Einen Mann zu begehren heißt aber ein Objekt zu begehren, das einen Schwanz hat. Wenn er den nicht hätte, müsste er zumindest über alle Repräsentanzen verfügen, die glauben machen, dass da ein realer Schwanz vorhanden ist.

Also gibt es doch Festlegungen und nicht nur fluide Lebensweisen?

Natürlich gibt es Festlegungen. Man kann ja nicht queer begehren.

In einer queeren Welt gäbe es kein Begehren.

Das Begehren käme in die Irre. Wenn es dort Begehren gäbe, wäre es ein Begehren ohne Körper. Wenn das Begehren sich nicht an körperlichen Repräsentanzen festmachen würde, hätten wir ein Begehren, was gleichsam wie die Liebe zur Literatur ist. Man kann sich einem Buch hingeben, sich von ihm abwenden, ein neues Buch nehmen und kann sich intensiv darauf einlassen. Die Tatsache, dass man als schwuler Mann mit einem weitgehend festgelegten Begehren in die ödipale und adoleszente Welt eintritt und diese Festgelegtheit auch noch als sexuell befriedigend erlebt wird, ist eine fortlaufende Wiederlegung der queeren Utopie.

Ist es nicht ohnehin ein infantiler Glaube, unreifer Größenwahn, dass man sich nicht festlegen müsse? Dass die Welt immer mit allem und für alle offenstünde?

Jedenfalls eine gigantische narzisstische Phantasie. Wenn man das nicht so bezeichnet, könnte man diesen Glauben aber auch als eine Sehnsucht bezeichnen, in der die Differenzen, die durch das Geschlecht und den Sexualkörper gesetzt werden, einen nicht positionieren und beständig zu Ausgrenzungen führen. Dass diese Art von Be- und Ausgrenzungen aufgehoben werden können und keine Bedeutung mehr haben, macht sozusagen den Kern der queeren Versprechungen aus.

Und?

Das kann man als Ausdruck der Sehnsucht nach einer Welt lesen, in der diese Ausgrenzungen nicht mehr stattfinden. Diese Sehnsucht kann freilich nur aufrechterhalten werden, wenn man Begehren und dessen Ausrichtung auf einen geschlechtlich konfigurierten Körper gleichsam ausklammert. Man muss aber irgendwann die Größenphantasie aufgeben,

dass man von allen potenziell begehrt wird und alle potenziell begehrt. Wenn ich sage, man kann nicht queer begehren, möchte ich damit vor allem sagen, dass es kein objektloses Begehren gibt. Man kann im Sozialen queer sein. Aber nicht im Sexuellen.

Ich halte nach wie vor allen Relativierungen zum Trotz die Sexualität für einen ganz elementaren Bestandteil einer Person. Da bin ich ganz klassisch psychoanalytisch. Ablesen lässt sich das auch daran, dass die Menschen Glück oder Unglück mit Sexualität verbinden. Elementar ist die Sexualität aber auch insofern, weil sie uns schließlich dazu bringt, das begehrte Objekt zu lieben.

Hast du in den sechziger Jahren, als du in Frankfurt am Main zu studieren begonnen hast, phantasiert, dass das Thema des Sexuellen für dich einmal diesen Rang haben würde?

Nein. Wie bei so vielem im Leben hat es auch da eine Eigendynamik gegeben. Es war irgendwann meine Entscheidung, meine anderen Interessen, wofür die Schauspielerei steht, zurückzustellen. Nachdem ich mit diesem Thema hervorgetreten bin, durch den »Praunheim-Film« und unsere Studie »Der gewöhnliche Homosexuelle«, wurde ich sozusagen konstelliert – und ich sage es ungern –, auch durch die Anerkennung, die ich dafür bekommen habe. Ich wurde in einer beruflichen Rolle und in der Rolle eines Nachdenkenden auf einem bestimmten Gebiet anerkannt. Da dachte ich mir: Na gut, ich muss um diesen Preis meine anderen Interessen aufgeben. Ich muss mich mit dieser Festlegung arrangieren.

In einem Aufsatz hast du einmal formuliert, der §175 StGB sei in Stuttgart, wo du deine ersten wichtigen homosexuellen Erfahrungen gemacht hast, für dich kein Thema gewesen. Immerhin in einer Zeit, als der Paragraph in seiner Nazifassung noch existierte. Ich fand immer, dass du über die Homophilen der fünfziger, sechziger Jahren allzu unfreundlich geredet hast.

Du meinst wahrscheinlich, dass ich die monströse Macht und die desastösen Folgen des Schandparagraphen nicht angemessen dargestellt hätte. Das mag sein. Aber diese Art von Verleugnung und Anpassung und der damit einhergehenden Ausgrenzungen, nicht nur der anderen, sondern auch von dem, was man selbst war, durch die Homophilen war mir zutiefst suspekt. Welche Folgen das hatte, hat man ja an der Reaktion der Homophilen auf unseren Film »Nicht der Homosexuelle ist pervers, sondern die Situation, in der er lebt« gesehen. Möglicherweise habe ich deshalb, weil

der §175 auf meine eigene schwule Entwicklung keine großen Auswirkungen hatte, übersehen, wie traumatisierend er auf andere wirkte. Mit dieser Traumatisierung hängt es wahrscheinlich auch zusammen, dass die Homophilen nicht begreifen konnten, dass die Zeit der Anpassung vorbei war.

Ich weiß noch ganz genau, dass in der Gruppe der schwulen Männer, mit denen ich in Stuttgart und später in Frankfurt verkehrte, kaum über den §175 gesprochen wurde. Das heißt, dass wir ihm keine große Bedeutung einräumten. Bedeutung für mich hatte die drohende Beschämung, die Ausgrenzung, die Angst vor Liebesverlust. Aber nicht die strafrechtliche Bedrohung. Mittlerweile glaube ich, dass ich und die anderen die vom §175 ausgehende Bedrohung im klassischen Sinne verleugnet haben. Mit dem Gewinn, dass die Verleugnung mir auch die sexuelle Praxis ermöglicht hat, die ich hatte. Hätte ich über diesen Paragraphen und die damit verbundene reale Bedrohung für das, was ich sexuell gemacht habe, nachgedacht, hätte ich unter Umständen gar nicht schwul handeln können. Später habe ich mich aber durchaus für die Abschaffung des §175 eingesetzt, und zwar sowohl innerhalb der Schwulenbewegung als auch innerhalb der Deutschen Gesellschaft für Sexualforschung.

Du bist also Risiken eingegangen, ohne sie reflektiert zu haben.

Gewiss. Das Risiko war aber kein bewusstes Risiko. Es war Sexualität und Lust, aber kein bewusstes Risiko, für das ich bestraft werden könnte. Man könnte fast sagen, dass ich mit Lust fortlaufend gegen die strafrechtliche Sanktionierung für das, was ich sexuell getan habe, verstoßen habe. Aber das sagt sich natürlich leicht, wenn man Glück gehabt hat. Es hätte auch anders ausgehen können.

Du hast deine ersten Männer nicht auf der Klappe oder im Park kennengelernt, sondern in Kontexten, die strukturell geschützter waren?

Meinen ersten bedeutsamen schwulen Kontakt hatte ich mit einem Mann, den ich in einem Stuttgarter Mineralbad, also in der Öffentlichkeit, kennen gelernt habe. Auf dieses Bad machte mich übrigens ein heterosexueller Arbeitskollege aufmerksam. Dieser fragte mich eines Tages: »Kennen sie Stuttgart schon? Wir haben hier ganz tolle Mineralbäder, aber da gibt es auch 175er.«

Das war ja wie ein Werbeetikett.

Ich dachte mir nach dieser Bemerkung sofort: Da muss ich hin. Nur, wie sollte ich einen »175er« kennen lernen? Alle behaupteten zwar immer, sie wüssten, wie ein »175er« aussieht, wie er ist. Ich wusste das nicht. Ich hatte noch keine reale Entsprechung für mein Begehren gefunden. Ich saß dann schließlich in dem besagten Mineralbad und las und schaute mich immer wieder um, und dann schaute da einer immer wieder zurück. Die Blicke gingen hin und her und hefteten sich an den Körper des anderen. Es wurde mir klar, dass damit etwas Anderes ausgedrückt wurde als ein allgemeines Wohlgefallen. Irgendetwas war mir an diesem Kontakt nicht geheuer, weshalb ich mich wieder in mein Buch vertiefte. Bis er dann neben mir saß und mich angesprochen hat. Ob er mir gefallen hat, kann ich gar nicht sagen. Denn ich wusste damals noch nicht, welche Männer mir überhaupt gefallen. Sexualität ist ja auch Erfahrung und Praxis, und die fehlten mir. Diese Ahnungslosigkeit hat auch mit der Tabuisierung der Homosexualität in der damaligen Zeit zu tun. Es gab wenige Texte, die man lesen konnte, keine schlechten Soaps, in denen Homosexualität eine Rolle spielte, also wenig, woran ich mich hätte orientieren können. Schließlich bin ich dann mit diesem Mann auf seinem Roller in seine Wohnung gefahren. An den § 175 habe ich dabei aber, ich schwöre es, nicht gedacht, obwohl wir uns im Jahr 1960 befanden.

Das war der erste Mann in deinem Leben?

Nein. Es hat schon vorher sexuelle Spielereien mit meinen Schulfreunden geben. Nach dem zu sich gekommenen homosexuellen Begehren war er aber der erste.

Darf man fragen: Wie war's?

Die Sexualität war enttäuschend. Meine sexuelle Phantasie hatte sich viel Größeres ausgemalt. Er gehörte zu denen, die Sexualität einfach machen, ohne Leidenschaft. Er war sexuell also nicht besonders begabt. Es wurde mir mit fortgesetztem Tun klar, dass es *das* nicht sein kann.

Du warst immerhin inauguriert.

Ich würde sagen, wir hatten eine Affäre. Das ging eine ganze Zeit auch gut. Ich habe ihn sicherlich nicht geliebt und war auch nicht in ihn verschossen. Er aber in mich. Und in dieser Anbetung habe ich mich gesonnt und sie auch genossen. Aber ich habe gemerkt, dass mir sexuell etwas

fehlte. Ich konnte mich mit der Sexualität, die wir miteinander hatten, nicht arrangieren.

Hast du den Fall des Paragraphen 175 in der von den Nazis übernommenen Fassung konkret in Erinnerung?

Ja natürlich. Aber nicht im Sinne, dass ich mich als Subjekt freier gefühlt hätte. Die Entschärfung des §175 StGB im Jahr 1969 war für die Generation, über die ich mit so viel Abneigung gesprochen habe, sicherlich viel bedeutsamer.

Waren dir in den sechziger Jahren Leute wie Fritz Bauer ein Begriff?

Ja.

Die eigentliche Antriebsfeder von Fritz Bauer war, was seine heterosexuelle Fanschar nicht gern hört, nicht die Verfolgung von Nazitätern, sondern die Tilgung des Sittenstrafrechts.

Das kann sein. Er hat aber – für mich – dieses Interesse versteckt. Die, die das strikt vertreten haben, waren Juristen wie Herbert Jäger. Das ist vielleicht das Ungerechte an meinen Äußerungen zu den Homophilenorganisationen vor den siebziger Jahren: dass ich das Ausmaß der von diesem Paragraphen ausgehenden Bedrohung nicht richtig eingeschätzt habe.

Man muss sich klarmachen, dass die Schwulenbewegung am Anfang eine Bewegung war, die spontan und den Homophilen gegenüber ungerichtet war. Und dazu gehörte, dass man die Vor-Generation ausschloss. Zu dieser gehörten für mich alle Repräsentanten der Vergangenheit. Das kann man ungerecht nennen, aber das war anders gar nicht möglich. Die haben gebremst und eine ziemlich genaue Vorstellung darüber gehabt, was man als schwuler Mann darf und was man nicht darf. Wir mussten uns über diese Vorstellungen hinwegsetzen und versuchen, die Ansichten von sexueller und schwuler Normalität durch das Beharren auf das Unanständige aufzusprennen.

Du hast mal gesagt, dass die Schwulenbewegung nicht als eine bürgerrechtliche gedacht war, sondern als eine Bewegung der Liebe zur Differenz.

Ja.

Siehst du das heute auch noch so?

Selbstverständlich. Das ist eine Bewegung gewesen, die auf der Differenz beharrte. Es wäre uns damals auch nicht in den Sinn gekommen, die Unterschiede zwischen der schwulen Welt und der heterosexuellen Welt zu verleugnen. Anerkennung war für uns nur als Anerkennung des Differenten denkbar. Gleich wollten wir keineswegs werden, denn das wäre ja gleichbedeutend mit einer Eingemeindung in das schlechte gesellschaftliche Ganze gewesen. Das sehe ich bis heute so. Wofür ich nach wie vor eine große Skepsis habe, ist, dass das Nachdenken über die Differenz, die Vorstellung von der Schönheit der Differenz, in diesen bürgerrechtlichen Bestrebungen ...

... die zuvörderst und zuletzt das Queere, hier: das Schwule, nicht tilgen wollen, sondern für gesetzliche Besserungen kämpfen ...

... manchmal verloren zu gehen scheint. Das bedauere ich in der Tat. Differenz gibt es nur als Differenz. Und nur ein bisschen Differenz, das geht nicht. Gebremster Schaum ist kein Schaum. Differenz gibt es nur, wenn man sie als etwas radikal Anderes auslotet. Man muss sie sogar ein wenig übertreiben.

Was wolltet ihr als Schwulenbewegung der frühen siebziger Jahre?

Wir wollten in diesen homosexuellen Kosmos – jetzt kommt die wichtige Differenz – alles eingemeinden, was nach bürgerlichen Gesichtspunkten an Unmöglichkeit in diesem vertreten war. Das war zugleich eine Bewegung der Ausstoßung alles Bürgerlichen, Wohlstandigen, Lustfeindlichen, verstanden als politische Praxis und nicht unbedingt als individuelle Lebensweise. Und dazu gehört immer auch die Betonung bzw. Valorisierung dessen, was dem heterosexuellen Muster nicht entspricht.

Was das heterosexuelle Muster ist, darüber ließe sich ja streiten. Es gab doch auch vor der Schwulenbewegung der siebziger Jahre Homosexuelle, die nicht wie die Homophilen so taten, als gäbe es das Differente zum Heteronormativen nicht. Männer und Frauen, die sich nicht assimilieren wollten.

Die gab es, das sehe auch ich. Der große Unterschied ist freilich, dass es in der Schwulenbewegung einen kollektiven Willen gab, die Fassade niederzureißen – das sollten keine individuellen Akte mehr sein.

Die deutsche Schwulenbewegung war ja wenig international orientiert, selbst die Aufstände in der New Yorker Bar »Stonewall« wurden erst 1979 thematisiert, etwa durch Rosa von Praunheims Buch »Armee der Liebenden – Aufstand der Perversen«.

Auch Magnus Hirschfeld spielte keine oder nur bei sehr, sehr wenigen eine Rolle. Es gab so gut wie keine Rezeption seiner Schriften. Das ist ziemlich charakteristisch für den Anfang von sozialen Bewegungen. Das Nachdenken über das schwierige Verhältnis von Theorie und Praxis kam erst später.

Die Schwulenbewegung war nicht exklusiv wenig an Geschichte interessiert, die 68er-Bewegung hat sich um die Naziübergangenheit und die Ermordung der Juden Europas auch allenfalls randläufig gekümmert.

Man kann nur im Nachhinein sagen, dass in der Rebellion in den sechziger und frühen siebziger Jahren gegen die angemessene Autorität selbstverständlich auch der Widerhall der Nazidiktatur bekämpft wurde. Aber nicht unmittelbar.

Waren bürgerrechtliche Errungenschaften für euch in der ersten Generation der Schwulenbewegung wirklich so unwichtig, wie du sagst?

Aber selbstverständlich. Allein der Begriff des Bürgers war uns höchst fragwürdig. Wie hätte man in einem politischen Zusammenhang wie damals den Begriff »schwul« an den Begriff »Bürger« koppeln können?

Der Begriff ist ja schon alt – im US-amerikanischen Kontext steckt er im Namen der linken und alternativen Bürgerrechtsbewegung – eben dem civil rights movement.

Das muss man sich klarmachen: Alles, was bürgerlich ist, war damals höchst verdächtig. Wirklich verdächtig. Ein Rest in mir belegt solche Begriffe immer noch mit Verdacht. Die Bürger waren die Repräsentanten der antisexuellen und antihomosexuellen Norm. Die selbstverständlich Antihomosexuellen der frühen Bundesrepublik waren ja nicht alle Nazis, sondern zumeist bürgerliche Figuren. Was ich mit dem queeren Impuls teile, ist seine ständige Kritik an allgemeingültigen Normen über Geschlecht und Sexualität.

Das Altbürgerliche musste kritisiert werden, aber bist du nicht ein Bürger wie jeder und jede andere auch?

Nein, ich bin kein Bürger geworden. Ich bin, wie das Detlev Grumbach so schön gesagt hat, ein Bürger wider Willen, aber ich bin kein Bürger qua Identifikation. Das bin ich nicht. Das drückt sich auch darin aus, dass ich keine Orden von diesem Staat annehmen würde.

Wäre es nicht fällig?

Ich würde ihn nicht annehmen.

Wärest du empört, würde man dir das Bundesverdienstkreuz zuerkennen wollen?

Empört wäre ich nicht. Aber ich würde mich schon wundern über dieses Ansinnen.

Du bist doch Teil des Staats geworden – bist Teil der Taskforce in Sachen AIDS mit Bundesgesundheitsministerin Rita Süßmuth gewesen.

Ich habe in der Tat mit dem Staat zusammengearbeitet während meiner Zeit im Nationalen AIDS-Beirat. Aber deshalb bin ich noch lange kein Teil dieses Staates geworden, so demokratisch er auch gegenwärtig daherkommt. Mich durch so einen Orden vom Staat anerkennen zu lassen, fände ich unpassend. Ich kann in einer gewissen Weise verstehen, dass schwule Männer Orden vom Staat annehmen und tragen, aber das hat wirklich etwas mit ihrem unstillbaren Wunsch nach Anerkennung zu tun. Auch nachdem die Ehe für alle eingeführt wurde, war als Reaktion darauf von vielen Seiten zu hören, dadurch endlich anerkannt worden zu sein.

War es nicht ein inakzeptabler Zustand, dass gleichgeschlechtliche Paare nicht die gleichen Rechte haben? Du sagst, dahinter stecke ein Anerkennungswille. Weißt du das wirklich so genau?

Dass das so ist, zeigte sich doch an den vielen Äußerungen, von denen ich gerade gesprochen habe. Sonst hätte man einfach sagen können: Ja, wir nehmen das Teil. Dass man die Ehe für alle als Anerkennung preist, ist für mich gleichbedeutend mit einem Akt der Unterwerfung unter den staatlichen Souverän. Selbstverständlich sollen alle, die heiraten wollen, auch heiraten dürfen. Das muss man aber nicht mit Anerkennung verknüpfen.

Es geht um gleiche Rechte. Hätten die Heteros keine Ehe, was man ja kaum denken kann, wäre das auch kein interessantes Projekt. Natür-

lich ist im Wunsch nach gleichen Rechten auch der Wunsch nach Anerkennung enthalten, aber ...

Die Ehe ist kein interessantes Projekt, die Liebe dagegen schon. Und auf die kommt es zwischen zwei Menschen vor allem an. Und die Liebe besteht in ihrem Kern auf gegenseitiger Selbstanerkennung und braucht die Ehe nicht. Wobei ich die pragmatischen Gründe für Eheschließungen selbstverständlich nicht unterschätze. Diese Differenz sollte man jedoch im Kopf behalten. Ist es so absurd anzunehmen, dass durch die staatlich anerkannten Lebensformen bestimmte andere Lebensformen, die alles, wofür die Ehe als Idee steht, nicht erfüllen, erneut in ein schiefes Licht geraten?

Aber das wissen wir nicht, Martin.

Mit den Normen ist es so eine Sache. Die wirken oft auf ganz hinterhältige Art und Weise. Wenn man in dieser Kultur »Ehe« sagt, wird damit ein heterosexuelles Muster evoziert. Wenn ich als Schwuler auftrete und sage: Ich bin verheiratet, dann sagt das heterosexuelle Muster: Ja, die leben wie wir. Das ist noch viel subtiler an vielen Stellen. Dass man als gleich wahrgenommen wird, obwohl man nicht gleich lebt. Das zeigt sich auch im heterosexuellen Freundeskreis, in dem über bestimmte Formen des sexuellen Lebens von schwulen Paaren nicht gesprochen wird. Dabei geht es vor allem um die unter Heterosexuellen vorherrschenden Treuevorstellungen. Für Heterosexuelle ist ja Treue nach wie vor weitgehend gleichbedeutend mit Liebe, gleichsam ihr Ausdruck. Dass unter schwulen Männern ein ganz anderer Begriff von Liebe verbreitet ist, der diese nicht an Treue bindet, wird aber vom schwulen Paar in heterosexuellen Zusammenhängen tabuiert. Das ist ein Beispiel für das, was ich mit Eingemeindung unter das heterosexuelle Muster meine.

Ich glaube, das ist gar nichts speziell Schwules oder Lesbisches. Auch in heterosexuellen Kontexten spricht ein Paar, geht es zu einer Party, nicht davon, dass sie Swingerpartys besuchen. Jedenfalls: Man hätte vor 150 Jahren keine Frau in Deutschland fragen können, was sie wählen wird, denn Frauen wählten nicht. Absurd, nicht wahr? Ist es nicht möglich, dass etwa in zwei Generationen auf die Aussage einer Person, sie werde heiraten, höchstens die Frage kommt, Frau oder Mann? Die Normen werden weicher.

Auch hier wäre die viel wichtigere Frage die Frage nach dem Geschlecht des Geliebten oder der Geliebten und nicht die nach der Heirat. Deshalb kreist die Anerkennungspolitik auch ausschließlich um die Ehe. Die Anerkennungspolitik braucht einen Souverän, von dem sie anerkannt werden möchte, also den Staat.

Immer.

Das ist die logische Voraussetzung der Anerkennung. Es gibt einen Souverän, der mich anerkennt. Auf der politischen Ebene geht es um den Souverän und auf der individuell-psychologischen Ebene geht es um Liebe. Ich will geliebt werden. Das ist etwas, was uns in die Gegenwart hineinführt, weil ich mich in letzter Zeit zunehmend gefragt habe, was hinter der Befürchtung von werdenden Schwulen und Lesben steckt, diskriminiert zu werden. Dahinter steckt etwas ganz anderes als die Angst vor Diskriminierung im politischen Sinne. Es ist vielmehr die Angst vor Liebesverlust. Wieso ist diese Angst immer noch so lebendig und weshalb wird diese als Angst vor Diskriminierung verhandelt?

Weshalb überlässt du es nicht Lesben und Schwulen selbst, wie sie das, was an Freiheitsgewinnen erzielt wurde, leben möchten? Die einen leben schwule oder lesbische Klischees, andere nicht. Wenn die einen dissident leben wollen, andere möchten aber auf keinen Fall fundamental-different sein – na und?

Ich ahne, wo unsere Differenz liegt: Du füllst den Begriff schwul mit positiven Elementen. Ich aber habe keinen positiven Begriff von schwul. Schwul ist für mich kein positiver Begriff für eine bestimmte Lebensform, sondern ein Begriff, in dem sich Differenz artikuliert. Schwul heißt erstmal, different zu leben oder different leben zu wollen. Eine irgendwie positiv gefasste Norm lässt sich daraus nicht ableiten. In dieser Hinsicht bin ich ganz bei Foucault. Der hat in einem Interview einmal gefordert: Lasst uns schwuler werden! Aber das war nicht im Sinne einer inhaltlichen Bestimmung des schwulen Kosmos gemeint, sondern ist eher als Aufforderung für ein Leben in der Differenz zu verstehen, das wach hält für Ausgrenzungen und falsche Versöhnungen.

Okay, aber wer ist dieses Wir? Was ist das Müssen? Ich vermute, dass allen rechtlichen Gleichstellungen zum Trotz Differenzen in der Tat bleiben – vor allem das Wissen um die andere Gewordenheit und das andere Sein als das, was einen selbst hervorgebracht hat: ein Akt hete-

rosexueller Zeugung. Was wie ein kultureller Code bleibt, ist, ein Beispiel unter etlichen, der Colliergriff von Schwulen. Alle kennen ihn und können ihn auch – seien sie noch so viril oder tun so, als ob.

Dieser Colliergriff, der metaphorisch für vieles steht, was Differenz meint, will ich unkontrolliert in der ganzen Welt haben. Das meine ich auch ein Stück weit damit, dass man von dem Anderen sprechen soll, nein, es sogar zeigen soll.

Ich auch!

Aber die Schwulen versuchen immer noch, sich auszutreiben, was schwul genannt wird, und kontrollieren ihren Impuls, sich beherzt an den Hals zu fassen.

Das schaffen sie bloß nicht.

Nein. Es ist aber trotzdem so, dass diese Kontrolle zum Teil erfolgreich ist! Die Mimikry ist wirksam! Auch hier geht es wieder um das Problem der Anerkennung in der Form der Selbstanerkennung.

Wenn schon: Aber doch nicht bei allen.

Stellen wir uns vor, man geht aus dem kleineren in den größeren Ort und irgendwann in die Metropole, wo viele sind. Am Ende muss man einen ganz neuen Habitus lernen, wie das der Literaturwissenschaftler Dirck Linck betont hat. »Neuer Habitus« ist ein schöner Begriff für das kollektiv Different. Da ist etwas dran. Warum erkennen wir uns untereinander? Wenn man versucht, das zu rekonstruieren, landet man immer bei einem Klischee. Aber es muss eine Komposition, gleichsam ein Ensemble von Klischees geben, das eine bestimmte Gestalt hat, die erkennbar ist. Und diese Gestalt scheint im Begriff vom schwulen Habitus auf. Ich prüfe, seit ich darauf gekommen bin, im Alltag, was das sein könnte. Liegt es daran, dass die Schwulen modischer angezogen sind? Nein, tut es nicht. Das ist ein unhaltbares Klischee. Oder: Da sitzen zwei am Tisch im Restaurant, die bewegen sich nicht einmal. Zwei Männer, die nicht anders angezogen sind als die anderen. Was ist die Differenz? Warum merke ich, dass sie schwul sind?

Gute Frage.

Ich weiß sie nicht zu beantworten. Ich glaube nicht, dass man es sieht, aber ich glaube, dass man es spürt. In dem schwulen Habitus drückt sich aus, dass man als Mann von Männern begehrt werden will. Und das spürt man.

Alle anderen Aspekte spielen auch eine Rolle. Habitualität, Klamotten. Ich glaube, vor allem Paare kann man gut erkennen. Paare sprechen anders miteinander.

Das ist gewiss so. In den Paaren ist das Begehren lebendiger. Deswegen würdest du das Begehren spüren und dadurch schneller erkennen, dass das fraglos ein homosexuelles Paar ist. Also muss da etwas von diesem Begehren spürbar sein. Das Unbewusste versteht dieses differente Begehren sofort. Und bei Paaren ist dieses Begehren deshalb präsenter, weil sie in einer bestimmten Art und Weise erotisch verbunden waren oder sind. Da zeigt sich etwas ganz Elementares, was mit Begehren zu tun hat. Das Begehren muss nämlich in irgendeiner Art und Weise nach außen kommen, denn das Begehren will ja begehrt werden!

Unvermeidlicherweise.

Wenn es ein differentes Begehren gibt, muss es auch als Differenz Gestalt annehmen. Ein konturloses Begehren interessiert niemanden. Das gibt es auch gar nicht.

Du verachtest Leute aber nicht, die heiraten?

Natürlich nicht. In der Zwischenzeit kann ich ein höheres Maß an Respekt für ganz andere Lebensformen und politische Positionen aufbringen als früher, sofern sie nicht menschenfeindlich sind.

Du hast in einem Beitrag geschrieben: »Guckt man sich die Bilder von Heiratszeremonien an, sind die Orientierungen an heteronormativen Zeremonien ganz offenkundig.«

Das ist ja auch so! Diese geliehene Form verachte ich in der Tat! Man könnte, wenn die Zeremonien denn schon sein müssen, sich ja mal ein paar Gedanken über authentische schwule und lesbische Heiratsfeiern machen, oder?

Die Deutung der Bilder, auf die du dich beziehst, ist selbstverständlich ganz die deine. Gleichwohl: Vielleicht sind diese Bilder für die Heiraten authentisch.

Nein. Etwas Geliehenes kann nicht authentisch sein. Ich frage mich lieber: Warum haben wir für die Anfänge unserer Lieben keine Form gefunden, die nach außen dringt? Warum müssen wir diese Form borgen? Es sagt viel über die symbolische Bedeutung der Ehe für alle aus, wenn in den Ehezeremonien von Schwulen und Lesben nur heterosexuelle Klischees aufscheinen.

Du sagst borgen, ich sage erobert.

Nein! Das ist die Illusion.

Die Eroberung der heteronormativen Domäne macht vielen mehr Spaß, als Arschficker bleiben wir doch lebendig.

Dann will ich, von außen betrachtet, auch etwas von dem Arsch sehen. Das heißt, eine andere Form. Das ist in keiner Weise gelungen. Interessanterweise. Tragischerweise. Es gab eine Zeitlang sehr spezielle, homosexuell durchsetzte Umgangsweisen mit Beerdigungsritualen. Da zeigte sich eine Aneignung und zugleich Durchkreuzung traditioneller Trauerrituale. Diese Rituale waren ironisch und zugleich zutiefst ernst. So etwas schwebt mir auch für die Heiratszeremonien der Schwulen und Lesben vor.

Du möchtest immer auf ein schwules Kollektiv hinaus, und ich möchte die Entscheidungen etwa auch meines Lebens in meiner Hand behalten.

Ich kann das nochmal verstärken: Ich halte das für eine Illusion. Die Mehrheitsgesellschaft ist immer das Erste. Im Regelfall wird man unter sie subsumiert. Man muss sich sehr anstrengen, sich dem zu entziehen. Und es ist schwer, im scheinbar Gleichen das Differente aufscheinen zu lassen.

Nein. Möglich, aber nicht garantiert.

Nö? Warum täusche ich mich?

Die Hochzeit zweier Freunde hätte auch in dieser zeremoniellen Weise als heterosexuelle gefeiert worden sein können. Aber es war auch immer klar, dass es zwei Männer sind, die heiraten.

Natürlich ist es klar, dass das zwei Männer sind. Das kannst du ja nicht verleugnen. Aber in der Heirat wird die Differenz, die diese zwei Männer miteinander verbindet, vom heterosexuellen Ritual überblendet, ja, sogar ausgeblendet. Sie sind bei uns angekommen, sagen dann die heterosexuellen Angehörigen. Da bin ich ziemlich sicher.

Nein. Die Differenz liegt darin, dass bei heterosexuellen Heiraten es etwa zum Comment gehört, dass alle Familienangehörigen kommen – bei schwulen oder lesbischen Hochzeiten ist das jedoch oft fraglich.

Der Unterschied, den wir erörtern, hängt sich an einem Wort auf. Du glaubst, dass man die Ehe erobern kann, und ich bleibe bei meinem Verdacht, dass man durch bestimmte Vorgänge ein Stück weit subsumiert wird unter die Vorstellungen von Normalität. Und das ist nicht ganz ohne Belang.

Nun, ist es nicht fein, so different zu sein? Wir können in zehn Jahren die Sachlage überprüfen und schauen, was sich entwickelt hat.

Sollen wir beide mal spekulieren?

Gern.

Es wird zu einer stärkeren Spaltung zwischen dem scheinbar Anerkannten und dem nicht Anerkannten kommen oder zumindest zu einer Mimi-kry des Anerkanntseins. Diese Kultur übt ja einen ungeheuren Sog aus. Nämlich alles einzugemeinden und das Ganze mit dem Schein zu versehen, als ob alles gleich wäre. Gleichzeitig hält sie jedoch den Verdacht gegen das Differente aufrecht, was sich täglich am Umgang mit dem Fremden erweist. Das wird wie in den fünfziger Jahren dazu führen, dass es ein schwules Leben gibt, über das gesprochen werden kann, und ein schwules Leben, über das geschwiegen werden muss.

Wie der Sexualwissenschaftler Hans Giese es kultivierte: Schwule Lebensformen – die nur dann akzeptiert sind, wenn sie in einer ehähnlichen, jedenfalls nicht sexuell promiskuitiven Form gelebt werden.

Ja.

Das Interessante heutzutage ist, dass Homophobie eine gängige Kategorie der gesellschaftlichen Kritik geworden ist. Aber das hat seinen

Preis: Schwul als Wort scheint getilgt, Homophobie klingt viel besser als Hass auf Homosexuelle – und viel unverdächtiger.

Im Alltag ist Antihomosexualität unmittelbar verständlich. Jeder weiß, worum es geht. Was Homophobie sein soll, weiß dagegen kaum jemand.

Was aber das wahre Problem aktuell ist: dass allgemein über Homophobie – wo sie zu benennen ist – gesprochen wird. Aber nicht über das, was der Ort ist, an dem Lesben und Schwule zuerst und am intensivsten gedemütigt werden: die eigene Familie.

Genau. Wenn das innere Coming-out nach außen kommen will und dann die Angst vor Liebesverlust auftaucht, muss man sich doch fragen, woher diese Angst kommt. Diese Angst stammt aus der frühen Erfahrung mit dem Anderssein und wird übertragen auf die nähere soziale Umgebung – Freunde und Nicht-Freunde. Man macht dann zumeist die paradoxe Erfahrung, dass die Diskriminierung gar nicht eintritt. Diese Angst vor Liebesverlust hat damit zu tun, dass die lesbaren, wahrnehmbaren äußeren, frühen Differenzen nicht mehr mit Repressionen und dem Hineinprügeln von Männlichkeit und dem Bestehen auf Weiblichkeit bei den lesbischen Mädchen verbunden sind, sondern mit einem irritierten Blick der Eltern, mit einem Zurücknehmen des emotionalen Bandes. Das wird natürlich von den werdenden schwulen Männern und lesbischen Frauen nicht verstanden. Es begreift sich ja niemand in der Entwicklung zu diesem Zeitpunkt als schwul oder lesbisch. Aber dann, wenn das homosexuelle Begehren bewusst wird und einen Namen bekommt, werden die frühen Erfahrungen mit dem Anderssein mit diesem Begehren verknüpft und auf die soziale Umgebung übertragen. Wenn das so ist, müsste man die Coming-out-Forschung völlig anders anlegen und vor allem nach den frühen Erfahrungen von präschwulen Jungen und prälesbischen Mädchen fragen und sich nicht ständig mit der Adoleszenz und den sozialen Diskriminierungen Erwachsener oder halbwegs Erwachsener beschäftigen.

Kein Verrat ist für Schwule und Lesben so schlimm wie der durch die Familie. Man kann verfolgt werden, kann auch im Knast sitzen. Aber von der Familie verlassen zu werden, ist das Allerschlimmste.

Ich glaube auch, dass es das Schlimmste ist. Die Beschämung und die Angst, die Liebe zu verlieren, die Liebe zu den frühen Objekten, die einen tragen müssen, die dann übertragen wird auf Kultur und Gesellschaft, ist viel, viel folgenreicher als die soziale Diskriminierung. Die Jungen verblei-

ben nach wie vor drei Jahr lang im sogenannten inneren Coming-out und bleiben allein mit ihren Phantasien und Ängsten, können mit niemandem über ihre sexuellen Wünsche sprechen. Weil das nach wie vor so ist, muss es auch weiterhin eine schwule Community geben. Denn nur dort kann man einigermaßen sicher sein, dass das, was man möchte, geschätzt, vielleicht sogar geliebt wird. Das meine ich ganz konkret auch im Hinblick auf die Sexualität. Man möchte vielleicht von einem anderen Mann gefickt werden oder einen anderen Mann ficken oder einen Schwanz blasen oder den Schwanz geblasen bekommen und was dergleichen mehr ist. Das ist bis heute die höchste Form der Anerkennung, die ein junger Schwuler finden kann, nämlich für das begehrt zu werden, was er sexuell möchte. Dazu sind bislang aber zumeist nur jene bereit und fähig, deren Begehren gleichfalls schwul ausgerichtet ist. Und diese findet man nun einmal in der schwulen Community oder im Internet, das längst ein Teil von ihr geworden ist.